Der Tränenbecher

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 47

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647567

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 47
XVI. Jahrgang
1926

Bern
20. November
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Der Tränenbecher.

Von Emil Hügli.

Seitdem ich deine Augen weinen sah
Und bittre Klage kam aus deinem Munde,
Seit jener seltsam bangen Abendstunde
Ist mir dein holdes Wesen doppelt nah.

Wie du mir weinend hast dein Weh enthüllt,
Ist jede Träne, die du hast vergossen,
Verstohlen in mein eignes Herz geflossen,
So ward es bis zum Rande angefüllt.

Gern will mein Herz dein Tränenbecher sein!
Wir freuten uns vereint an hellen Freuden,
So will ich auch dein Leid nun mit dir leiden —
Denn Mitleid ist der Liebe Glorienschein.

Eine bescheidene Aufgabe.

Von W. Geisendorf. — Aus dem Französischen übersetzt von Anna Burg. 1

Vor vielen Jahren hatte es ein junger strebsamer Gelehrter unternommen, ein großes Werk über die verschiedenen Rassen, die im Laufe der Zeit Frankreich bevölkert haben, zu schreiben. Dieses Buch sollte nicht aus andern Büchern entstehen, sondern der Autor benützte alle Ferien, um das Land zu durchstreifen, aus eigener Anschauung Sitten, Charakter und Mundarten kennen zu lernen und zugleich alte Gebräuche und überlieferten Aberglauben zu studieren. Selbstverständlich konnte er zu diesem Zweck nicht an Orten verweilen, wo die Leichtigkeit des Verkehrs die Eigenart zerstört und die Gewohnheiten modernisiert hat, sondern er vermied die schönsten Eisenbahnlinien, um einem Fußweg, der ihn in einsame Täler oder abgelegene Hänge führte, den Vorzug zu geben. Der Goldsucher, der ein reiches Lager des Edelmetalls entdeckt, kann nicht glücklicher sein als es der Gelehrte war, wenn er ein möglichst verlorenes Dorf fand.

An einem Septembernachmittag durchwanderte er eine Provinz, die für eine der unberührtesten im französischen Staate galt. Aber wenn die Zivilisation an dieser Gegend gleichgültig vorüberg gangen ist, so hat sie dafür die Natur mit verschwenderischer Freigebigkeit besucht. Anmutige Hügel, reiche Vegetation, klare, sprudelnde Wasser; am Horizont die Umrisse von Bergen, von einem Blau, das sich kaum von demjenigen des Himmels abhebt, all dies bietet ein Gesamtbild, das für jeden Landschaftsmaler, so bald er kommen würde, willkommene Beute wäre, um so mehr, als die niedrigen, strohgedeckten Hütten, die barfüßigen Mädchen mit den vom Wind zerzausten Haaren, die träumerischen, von saftigen Kräutern umwachsenen Teiche ihm die pittoreskesten Motive bieten würden.

Der Forscher hatte im Hauptort der Provinz zu Mittag gegessen. Der Gastwirt war ein Pariser, der, wie er erzählte, durch grausame Schicksalsfügungen in diese gräßliche Verbannung geraten war, und der täglich über seine Entfernung aus der Weltstadt jammerte. Er bediente den Fremden selbst; aber dieser hatte umsonst versucht, einigen Aufschluß über die Bewohner des Landes von ihm zu erhalten.

„Wilde, mein Herr, Irokesen, Kabylen, die Ihnen mit ihrem schauerlichen Dialekt die Ohren zerreißen. Ach, welch ein Aufenthalt, dieser Winkel, wo die Wölfe hausen, für einen Menschen, der es gewohnt war — ..."

Der Professor schnitt die Lamentationen des Verbannten kurz ab, indem er ihn um die Namen einiger Dörfer fragte, deren Kirchtürme da und dort aus dem Wald hervorschauten.

„Dort drüben, mein Herr? Ich bin niemals dort gewesen; was sollte ich dort wohl machen, gerechter Himmel!"

„Könnten Sie mir wenigstens verraten, welches der Dörfer das nächste von hier ist?"

„Der Herr wird doch nicht die Nacht dort zubringen wollen? Er wird dort kein anständiges Bett finden; er würde von Ungeziefer gefressen werden; wenn der Herr hier übernachten will, so werde ich zum Abend den Herrn Steuereinnehmer einladen, mit uns ein Glas zu trinken, und dieser wird Sie besser über alles unterrichten können, was Sie zu